

An aerial photograph of a winter forest. The ground is covered in a thick layer of snow, and the trees are bare and heavily laden with snow. A dark, winding road with white dashed lines runs diagonally from the top right towards the bottom center of the frame. The overall scene is serene and quiet.

DAVID
PARK

REISE
DURCH
EIN
FREMDES
LAND

ROMAN

eBOOK

DUMONT

An aerial photograph of a winter forest. The ground is covered in a thick layer of snow, and the trees are bare and heavily laden with snow. A dark, winding road with white dashed lines runs diagonally from the top right towards the bottom center of the frame. The overall color palette is dominated by whites and greys, with some dark brown and black tones from the trees and the road.

DAVID
PARK

REISE
DURCH
EIN
FREMDES
LAND

ROMAN

e
BOOK

DUMONT

Von Beruf Fotograf sieht Tom die durch den Winter zum Erliegen gekommene Welt um sich herum wie durch die Linse seiner Kamera. Schon immer hat er sein Leben auf diese Art betrachtet, und so ist es nicht weiter verwunderlich, dass er es anhand von Fotografien erzählen kann. All diese Bilder kommen ihm nun in den Sinn: das erste Foto, das er von seiner Frau geschossen hat, die Aufnahmen von Familienfeiern, die ihm seinen Lebensunterhalt sichern, und diejenigen, die er stets zu machen geträumt hat, Fotos jenseits der gängigen Sehgewohnheiten. Tom hat sich längst damit abgefunden, dass er kein großer Künstler ist. Doch wie soll er damit leben, dass er kein perfekter Ehemann ist? Und dass er vor allem seinem anderen, seinem ältesten Sohn Daniel kein guter Vater war? Tief in seiner Kamera versteckt, gibt es ein Foto von Daniel, das Toms ganze Schuld und ganzes Leid zeigt. Je intensiver Toms innere Zwiegespräche mit Daniel auf dieser Reise werden, desto mehr hofft er, Erlösung und Vergebung zu finden.

Mit großer sprachlicher Intensität erzählt David Park von einem Mann, der fast an sich und seinem Schicksal zerbricht.



© Alberta Park

David Park 1953 in Belfast geboren, ist ein für sein umfangreiches Werk vielfach ausgezeichnete(r) Schriftsteller; u. a. erhielt er den Major Individual Artist Award vom Arts Council of Northern Ireland und stand dreimal auf der Shortlist für den Irish Novel of the Year Award. David Park lebt in County Down in Nordirland.

Michaela Grabinger arbeitet seit 1985 als Übersetzerin. Zu den von ihr übersetzten Autorinnen und Autoren zählen u. a. P. D. James, Michael Crichton, Elif Shafak, Tan Twan Eng, Meg Wolitzer und Helen Simonson.

DAVID PARK
REISE
DURCH EIN
FREMDES
LAND

Roman

Aus dem Englischen
von Michaela Grabinger

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Abdruck des Gedichtes von Robert Frost in der Übersetzung von Paul Celan [1] erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags, Paul Celan, Übertragungen. Gesammelte Werke 4 und 5. Herausgegeben von Beda Allemann und Stefan Reichert unter Mitwirkung von Rolf Bächer.
© 2003 Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel ›Travelling in a Strange Land‹ bei Bloomsbury Publishing, London.
Copyright © David Park, 2018

eBook 2021

© 2021 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Michaela Grabinger

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © DEEPOL by plainpicture

Satz: Angelika Kudella, Köln

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-7109-4

www.dumont-buchverlag.de

Für James und Sophie in Vaterliebe

Der Fotograf muss etwas von der Empfänglichkeit des Kindes, das zum ersten Mal auf die Welt blickt, oder des Reisenden, der ein fremdes Land betritt, in sich haben und bewahren.

Bill Brandt

Ich betrete das vereiste Land, ohne zu wissen, welchem Teil der Welt es angehört. Manchmal sehe ich es wie aus der Sicht einer Drohne, so weit unten erstreckt sich die verschneite Landschaft, Berge, Schluchten, Seen und Wälder, die plötzlich aufragen und meine Augen mit ihren weißen Ästen streifen. Dann wieder stecke ich bis zu den Knien darin, kein Horizont zu erkennen, kämpfe mich mühsam voran auf dieser Reise, deren Sinn unklar ist, weiß nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Die Welt ist verhüllt, nach und nach erstickt alles Leben wie das Schaf, das in einer hohen Schneewehe an einer alten Steinmauer eingeschlossen ist und das ich nicht herausziehen kann. Alles ist verborgen, auch die Geheimnisse, die ich tief in mir festhalte, damit sie nicht ans Licht geraten, und die Welt dehnt sich so endlos, dass sie sich nicht in ein einzelnes Bild fassen lässt und ich die Augen nur zusammenkneife, um sie vor dem Schneegestöber zu schützen. Alles braucht seinen Sinn, und ich muss meinen finden oder dem Drängen des vereisten Lands nachgeben, mich in meine Müdigkeit zu fügen und den Kopf auf das weiche Kissen aus Schnee zu legen. Auch Bruegels Jäger stapfen müde aus den Wäldern hinter dem Dorf hervor, wo sie Nahrung auftreiben wollten, und die Menschen, die sich auf dem zugefrorenen See vergnügen, laufen ihnen nicht entgegen oder verstehen auch nur, was sie durchgemacht haben. The Revenant kehrt zurück, um sich an dem Mann zu rächen, der seinen Sohn umgebracht hat.

Alles braucht seinen Sinn. Was also bringt mich auf diese Reise?

Ich stolpere schneblind dahin, voller Angst, ich könnte jeden Augenblick in eine offene Spalte stürzen oder an der Felskante in die plötzliche Leere treten und mit rudernden Armen etwas zu fassen suchen, woran ich mich festhalten kann, um den unaufhörlichen Fall zu beenden. Dann erreiche ich den See, und mein Blick ist wieder klar. Das Eisgeröll zittert im schimmernden Mondlicht, die erstarrten Kristalle spiegeln die Sterne. Sterne, deren Kälte Löcher ins gewölbte Dunkel brennt.

Dort am anderen Ufer steht ein Haus. Ein Haus, in dem Licht brennt. In dem Haus ist eine Treppe, die ich hinaufsteigen muss. Doch wie soll ich hinkommen? Es geht nur über den zugefrorenen See. Wer nimmt mich bei der Hand? Wer leitet mich jetzt? Ich blicke hinter mich, aber es ist nur der brausende Wind in den Bäumen zu hören, der den Schnee verstäubt und die ganze Welt frösteln lässt.

Gemeinsam schieben wir die dicke Schicht von der Windschutzscheibe. Oben ist der Schnee noch weich, offenbar hat es bis in die frühen Morgenstunden geschneit, doch am Glas treffen unsere Handschuhe auf einen gefrorenen Belag, den ich mit Enteisungsmittel besprühe. Bevor ich die Tür öffne, um den Motor anzulassen und Warmluft an die Windschutzscheibe zu blasen, kratze ich möglichst viel von den Seitenfenstern und der Heckscheibe ab, während Lorna mit dem langen Besen die Motorhaube und das Dach freiräumt, bis sich nach und nach graues Metall zeigt. Unser Atem formt undurchsichtige Sprechblasen auf den Lippen, obwohl kein Wort fällt, während sich das frühe Morgenlicht in den Schnee gräbt und er zu pulsieren scheint. Doch es wärmt nicht genug, um Zeichen von Leben zum Vorschein zu bringen, und die stummen Felder rings um das Haus sind nur von den fahigen nächtlichen Spuren eines Tiers auf der wirren Suche nach Nahrung gezeichnet.

Als ich die Wagentür öffne, knirscht das angefrorene Schloss gequält, und auf den Fahrersitz fällt ein kleiner Schwall Schnee, der sich in dunkle Wasserflecken verwandelt, während ich ihn mit der Hand wegzuwischen versuche. Lorna steigt ebenfalls ein, und wir sitzen in dem eisigen Auto wie in einem Iglu, blind für die Welt. Einen Moment lang fühlt es sich sicher an, abgeschirmt von allem da draußen.

»Es ist Wahnsinn, Tom.« Sie schreit fast, um die Heizung zu übertönen.

»Was bleibt uns übrig?«

»Vielleicht geht es bald wieder los mit den Flügen. Ich finde es zu gefährlich«, entgegnet sie und richtet den Luftstrom auf ihre Fensterseite.

»Wir können ihn nicht einfach dort lassen. Er muss nach Hause.«

Wir starren auf die Windschutzscheibe. Über den Belüftungsschlitzen ist ein klarer Streifen entstanden, der immer breiter wird. Das Gebläse dröhnt in den Ohren.

»Hast du das Navi eingestellt?«

»Ja.«

»Und hast du auch alles dabei?«, fragt sie mit einem Blick auf die Rückbank. »Die Thermosflaschen und den Proviant bringe ich gleich.«

»Ja, ich denke schon«, antworte ich und gehe im Kopf die Notausrüstung durch, die wir in der Nacht dilettantisch zusammengestellt haben – Schaufel, Schlafsack, warme Kleidung, Taschenlampe, ein Stapel CDs und natürlich, wie immer, meine Kamera. Im Kofferraum ist ein Plastikkanister mit Benzin und bescheuerterweise, für mich nicht nachvollziehbar, das braune Segeltuch-Wigwam unserer zehnjährigen Tochter Lilly mitsamt aufgedruckten Pferden, Monden und Sternen. Sie hat darauf bestanden, obwohl ich ihr erklärt habe, dass man durch das Ding durchspucken kann, und für weitere Diskussionen hatte ich keine Kraft. Ihr Schneemann steht noch immer wie ein Nachtwächter auf seinem Posten in unserem Vorgarten.

»Du meldest dich, hörst du?«, sagt Lorna zum ungefähr vierten Mal. »Hast du das Ladekabel?«

Ich nicke. An der Windschutzscheibe wird das nächste Fleckchen frei.

»Das dauert ja ewig«, sage ich und rücke mit dem Kopf näher an die Scheibe, als könnte mein Atem den Prozess beschleunigen.

»Wann geht die Fähre?«

»Halb acht. Zeit genug«, sage ich und füge »wenn alles gut geht« hinzu, denn angesichts der beispiellosen Schneefälle, die das gesamte Land lahmgelegt haben, ist nichts mehr gewiss, nicht nur die Relation zwischen Zeit und Entfernung. Die ganze bisher vertraute Welt ist aus den Fugen geraten.

An der Scheibe bildet sich ein kleines Loch. Wäre ich allein, würde ich mein Auge daran pressen und durch die winzige Linse ins milchige Licht hinausstarren. So verbringe ich meine Tage, so betrachte ich die Welt. Das Eis rings um das Loch löst sich, wird matschig. Licht dringt ins Wageninnere. An manchen Tagen in letzter Zeit fühle ich mich wie zu einer winzig kleinen Lochblende geschrumpft, so sehr hoffe ich, dass sich das Bild der Welt endlich zu etwas Beständigem fügt und dieses unkalkulierbare Schwanken in mir verschwindet. Genervt schalte ich die

Scheibenwischer ein. Zuerst passiert nichts, dann erbeben sie träge und beginnen über die Scheibe zu jagen.

»Und fahr langsam und vorsichtig«, sagt Lorna. Sie sieht mich an.

Nach der Anstrengung des Schneeräumens sind ihre Wangen knallrot, und unter der Wollmütze spitzt eine schmale Strähne hervor.

»Ich fahre ganz vorsichtig. Hauptsache, sicher hinkommen, ganz egal wie lang es dauert, und ihn wieder nach Hause bringen.«

»Er darf an Weihnachten nicht allein sein, besonders dieses Weihnachten nicht«, sagt sie ebenso sehr zu sich wie zu mir. »Nicht mal, wenn es ihm gut gehen würde. Und wenn es ihm jetzt so schlecht geht ... Wir müssen ihn nach Hause bringen.«

»Wir müssen ihn nach Hause bringen.« Der Satz kann in dem vereisten Wagen nirgendwohin, hängt in der Luft und erstarrt zu Schweigen.

Unser Sohn Luke sitzt drei Tage vor Weihnachten in Sunderland fest, weil der Flughafen von Newcastle geschlossen ist. Er studiert dort und wohnt in einem hundert Jahre alten heruntergekommenen, verschachtelten Haus. Seine fünf Mitbewohner, alle Studenten, haben sich über die Ferien aus dem Staub gemacht. Jetzt hockt er ganz allein da, und es geht ihm nicht gut. Was ihm genau fehlt, ist bei seinen Anrufen nicht klargeworden, aber er hat auf jeden Fall Fieber und Grippe-symptome. Zweimal hat er sich schon aus dem Bett geschleppt und ist zum Flughafen gefahren, und jedes Mal wurde der Flug gecancelt. Sämtliche späteren Flüge sind ausgebucht. Seine Mutter quält sich selbst, indem sie in die vagen Angaben am Telefon etwas Schlimmeres als die Grippe hineininterpretiert, eine Lungen- oder – das wäre das Allerschlimmste – eine Hirnhautentzündung. Obwohl sie ins Internet gegangen ist und ihn die Symptome abgefragt hat wie den Katechismus, lässt sie sich nicht beruhigen. Vielleicht verständlich, wenn man bedenkt, dass sie ihre eigenen Erfahrungen mit der Fehlbarkeit des Körpers machen musste – ein weiterer Grund, Luke nach Hause zu holen. Er muss die nächsten Tage bei uns sein, nicht in der Ferne in einer fremden Umgebung.

Die Scheibe ist fast frei. Ich unterdrücke den Reflex, Wasser auf die verbliebenen Eisstückchen zu spritzen, denn sie würde nur wieder

überfrieren. Lorna und ich sehen uns an. Sie legt mir die Hand auf den Arm und sagt, ich sei ein guter Vater. Ich selbst würde das nie behaupten, aber es kann nicht schaden, unseren Sohn heimzubringen. Gut möglich, dass das zumindest kurzfristig positiv für mich ins Gewicht fällt.

»Ich muss los.«

»Ich hole das Essen und die Thermosflaschen«, sagt sie. Als sie die Tür öffnet, löst sich innen ein schmaler Streifen Schnee. Während ich ihr nachblicke, wie sie zur Küchentür stapft, wirkt sie plötzlich zerbrechlich in meiner Wanderjacke, die ihr mehrere Größen zu groß ist. Sie trägt sie über dem Schlafanzug, die rosa Hosenbeine bauschen sich über den Stiefelschäften. Wenn ich weg bin, wird sie sich wieder hinlegen, und hoffentlich ist im Bett noch ein bisschen Wärme von mir. Ich gehe die CDs durch, ohne mich entscheiden zu können, mit welcher die Reise beginnen soll.

Als Lorna zurückkommt, muss ich fast schmunzeln, weil sie alles in die Kühlbox gepackt hat, die wir normalerweise im Sommer für Picknicks verwenden. Sie stellt sie auf den Beifahrersitz, schnallt sie an, nimmt den Deckel ab und zeigt mir den Proviant, so viel, dass ich für jeden Notfall gerüstet bin.

»Die Thermoskanne mit dem Kaffee und die Sandwiches liegen ganz oben, und hier sind die Brausetabletten gegen Erkältung und das Aspirin«, sagt sie und reicht mir eine Plastiktüte, die ich von der Flughafenkontrolle her kenne. Jetzt ist sie mit sämtlichen Medikamenten gefüllt, die in unserem Haushalt zu finden waren. »Die bewahrst du getrennt auf. Und sorg dafür, dass er mehrere Gläser mit Brausetabletten trinkt, das Fieber muss runter.« Sie streckt den Arm über den Sitz aus, und ich drücke sanft ihre Hand. Dann schließt sie die Tür. Ich starte den Wagen.

Unser Toyota RAV 4 hat uns noch nie im Stich gelassen, noch auf keinem einzigen der hundertdreißigtausend angezeigten Kilometer, aber ich höre trotzdem angestrengt hin, schließlich gibt es immer ein erstes Mal. Er wurde drei Tage lang nicht bewegt, doch ich habe den Motor jeden Morgen gestartet, und als er anspringt, tätschle ich dankbar das Lenkrad. Unsere geschwungene Auffahrt, die wir am Vortag bis hinunter zum Tor

freigeräumt haben, gleicht mit den seitlich aufgeschütteten Haufen einer Schikane. Beim Einschlagen meldet sich mein Rücken, und mir wird klar, warum Herzinfarkte oft auftreten, wenn man Schnee geschippt hat. Obwohl seit den letzten Stunden weniger Schnee fällt und er keine Probleme bereitet, fahre ich langsam, taste mich im zweiten Gang vor. Unten an der Straße bleibe ich stehen, um nachzusehen, ob irgendwas kommt, aber auch um ein letztes Mal zu überprüfen, ob ich alles habe, was ich brauche. Ich klopfe auf die Innentasche mit dem Ticket für die Fähre und stelle mein Handy in den Getränkehalter neben der Handbremse. Die verschneite Fahrbahn ist unberührt, folglich bin ich der Erste auf unserer Zufahrtsstraße, deren struppige Randhecken jetzt geglättet sind und im steigenden Licht nach und nach mit glitzerndem Reif überzogen erstrahlen.

Ich biege links ab und nehme die Steigung in Angriff – keine besonders steile Steigung, aber schon auf halber Strecke drehen die Räder durch, und der Wagen gerät ins Rutschen. Ich ziehe die Handbremse an, doch mir ist bereits klar, dass ich es nicht hinaufschaffen werde. Vorsichtig lasse ich den Wagen rückwärts hinunterrollen, bis ich wieder vor unserem Tor bin. Nur gut, dass Lorna reingegangen ist und nichts mitbekommt. Das Rinnsal, das aus der Wiese hinter unserem Haus fließt und sich wie ein schmales Band seitlich den Hang hinunterzieht, ist im Winter morgens manchmal spiegelglattes Eis. Wenn die Räder greifen sollen, muss ich in der Fahrbahnmitte bleiben. Ausnahmsweise bedaure ich es, dass noch kein schweres Fahrzeug von einem Gehöft in der Gegend über die Straße gedonnert ist und den Schnee gespurt hat, aber es sind nur die Abdrücke meines ersten, fehlgeschlagenen Versuchs zu sehen. Beim zweiten erreiche ich die Kuppe fast, doch als ich auf den letzten Metern unwillkürlich Gas gebe, schlittert der Wagen abrupt zur Seite und rutscht trotz aller Gegenmaßnahmen in einem absurden Winkel den Abhang hinunter. Alles ist verkehrt, nichts, wo es sein soll, und ich habe keine Möglichkeit, das Auto wieder gerade auszurichten. Ich kann so hektisch gegenlenken und bremsen, wie ich will, das macht alles nur schlimmer. Kurz ergreift mich eine seltsame Ruhe und die fast freudige Erkenntnis, dass die Welt, wie